

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 20.

Sonntag, 24. Januar.

1915.

Copyright 1914 by Carl Dunker, Berlin.

Der Wagehals.

Nachdruck verboten.

(81. Fortsetzung.)

Roman von Fritz Stovronnek.

Am Nachmittag brachte der „Graf“ Hedora zur Bahn. Spät abends kam er zurück. Am nächsten Tage kam eine vierspännige Fuhre und holte die Möbel ab, die nur gemietet waren. Für das kleine Stübchen hatte sich Stanislaw die nötigsten Stücke gekauft. . . . Nun hauste er mitterfeelenallein in dem verlassenem Anwesen. Jeden Tag fuhr er ein paar Risten zur Bahn. Eines Abends kam er nicht wieder.

Wie ein Barffeuier ging die Nachricht von dem Verschwinden des Barons und seiner schönen Cousine durch die ganze Gegend. Bauschus brachte sie zuerst nach der Oberförsterei und sprach die Überzeugung aus, daß nun die Wilddieberei aufhören würde. „Trotz der Enttäuschung, die der Baron zur Schau getragen hatte, hielt er ihn für denjenigen, der auf Schnabel geschossen hatte.“

Der Assessor dachte zuerst an die Jagd. Die Anzeige gegen Herrn von Baleski war schon abgegangen und würde unzweifelhaft zur Folge haben, daß ihm der Jagdschein entzogen würde, wenn er überhaupt schon einen besaß. . . . Jetzt war die Sache mit der Flucht des Barons schneller und besser erledigt.

„Der Gemeindevorsteher wird wohl in den nächsten Tagen bei Ihnen antanzen, Herr Assessor“, meinte Bauschus lachend. „Der schwitzt jetzt Angst, denn die Bauern wollen ihn für den Ausfall verantwortlich machen. Sie sind nicht mehr an Ihr Gebot gebunden und brauchen keinen Pfennig mehr zu bieten als bisher gezahlt worden ist.“

In tödlicher Spannung hatte Herr von Sperling auf Beschälens Rückkehr gewartet. . . . Sie konnte ihn doch nicht ohne Nachricht lassen? Er nahm ein Buch, setzte sich ans Fenster und ließ sich etwas zu trinken bringen. . . . Endlich kam der Hegemeister angegangen. Er sah so vergnügt aus. Sollte der alte Herr ihm persönlich die gute Nachricht, die er erhoffte, bringen?

Durch das Fenster streckte er ihm die Hand entgegen. „Kommen Sie rein, Herr Hegemeister. Was bringen Sie mir? So bitte, nehmen Sie Platz. Wollen Sie ein Glas Mosel mittrinken? . . . Ich langweile mich gräßlich. . . . nein, ich sterbe vor Ungeduld. . . . Bringen Sie mir etwas Gutes? Sie sehen so vergnügt aus?“

„Ja, ich habe alle Ursache, vergnügt zu sein. . . . Mir ist etwas passiert, was ich Ihnen heute noch nicht sagen kann.“

„Ist denn nicht die Beschälene bei Ihnen?“

„Ja, sie hat mich hergeschickt, Ihnen Gesellschaft zu leisten. . . . Sie hat sich jetzt die Wera vorgeknöpft. . . . Ich werde aus dem Kind nicht klug. . . . Es war wohl für sie ein bißchen zu viel auf einmal. Ich habe mich manchmal im stillen amüsiert, wenn Sie drei Mann hoch bei mir saßen.“

„Wollen Sie mir eine Frage gestatten, Herr Hegemeister?“

„Bitte.“

„Glauben Sie, daß Ihre Frau Enkeltochter einem der beiden Forstaufseher ein wärmeres Gefühl entgegenbringt?“

Krummhaar zog die Schultern hoch. . . . „Herr Assessor, aus den Weibsleuten bin ich mein Lebtag nie recht klug geworden, und im Alter verliert man das Interesse daran. . . . Der Nante kommt meines Erachtens gar nicht in Betracht. Der hat das Rennen ausgegeben und sich getröstet. Der führt jetzt ein Leben wie im Lehm, seitdem er allein mit der Kathinka haust.“

„Na und der Mooslehner?“

„Der hat sich nun schon zwei Jahre um sie bemüht.“

„Kann man daraus nicht schließen, daß Frau Wera keine Veranlassung empfindet, seine Bewerbung zu ermutigen?“

„Da fragen Sie mich zu viel, Herr Assessor, aber Sie können recht haben. . . . Wie sie plötzlich ihre Witwenschaft aufgab und den gefangenen Mann aufmarschieren ließ, da wollte sie sich bloß den Mooslehner vom Hals halten. . . . Das weiß ich bestimmt. . . .“

„Das ist ja sehr erfreulich. . . . Sie glauben also auch nicht an die Existenz ihres Gatten?“

„Offengestanden, nein, Herr Assessor. Sonst hätte sie doch die Gelegenheit ergreifen müssen, sich über das Schicksal ihres Mannes Gewißheit zu verschaffen.“

„Das meine ich auch, Herr Hegemeister. Trinken Sie aus. . . . ich verspüre Lust, etwas Besseres zu trinken. . . . etwas ganz Ergaulisches, was nur zu feierlichen Anlässen bestimmt ist.“

„Na, na, nicht zu früh, Herr Assessor. . . . noch sind Sie nicht über den Berg.“

„Ich meinte bloß den Vorfall, der Sie so freudig gestimmt hat.“

„Sie wollen wohl auf den Busch klopfen? Das hilft bei mir nichts. Aber sagen Sie mal, ist das wahr, was ich von Ihnen gehört habe. Sie wollen der grünen Farbe untreu werden?“

„Das habe ich wohl in meiner ersten Stimmung hier so hingeworfen. . . . Ich habe diese Karriere ohne eine bestimmte Neigung dafür eingeschlagen. Ich wollte bloß nicht durch einen Beruf dauernd gefesselt werden, wie als Arzt oder Jurist. Hauptsächlich reizten mich die Reisen als Feldjäger. . . . Ich habe ja so viel Vermögen, daß ich jederzeit meiner Neigung folgen kann. Wenn mir das Leben als Grünrod nicht zusagt, wollte ich den Dienst quittieren und auf Reisen gehen, um mir die Welt anzusehen. . . . Und schließlich wollte ich mir ein Fleckchen Erde aussuchen, wo es mir sehr gefällt.“

„Na und jetzt?“

„Jetzt fordere ich Sie auf, lieber Herr Hegemeister, mit mir auf die grüne Farbe anzustofen: Es lebe, was auf Erden stolziert in grüner Pracht. . . . Die Felder und die Wälder, die Jäger und die Jagd.“

„Dazu ist der Tropfen gerade gut genug, Herr Assessor“, rief Krummhaar, als er das Glas geleert hatte, und reichte ihm die Hand. „Das war ein schönes Wort, Herr Assessor. Ja, der schöne deutsche Wald, der hat es uns allen angetan. Und nun werde ich Ihnen einen Vorschlag machen, Herr Assessor. Wir wollen einen Pakt schließen, von dem kein Mensch etwas zu erfahren braucht. Ich bilde Sie in diesem Herbst zum perfekten Jäger aus. Sie müssen noch ein bißchen fleißig auf dem Schießstand üben, wobei ich Ihnen Gesellschaft leisten werde. . . . Ich denke, wir werden schon in den nächsten Tagen etwas Fuchlschnepfen auf den Wiesen finden. Dann kommen Gähner und Fasanen an die Reihe, dann die Krümmen. . . . Dann graben wir ein paar Dachs. . . . und sobald der erste Schnee fällt, treiben wir auf Säuen.“

„Ich nehme Ihren Vorschlag mit Dank an“, rief der Assessor vergnügt. „Darauf wollen wir trinken.“

„Sehen Sie unseren Forstmeister, das ist wirklich ein Meister in jeder Beziehung. . . . Wie er den verflochtenen Herrn von Baleski austad, das war doch eine Glanzleistung ersten Ranges. . . . Im Notfall hätte ich es ja auch geschafft.“

„Na, na, Herr Hegemeister. . . . das läßt sich nachher sehr leicht sagen.“ Krummhaar lachte still vergnügt in sich hinein. „Herr Assessor, ich spreche lateinisch nur da, wo es angebracht ist. Sonst bin ich ein ehrliches Kerl, dem man glauben kann. . . . Ich sage Ihnen, das war hier vor zwanzig, dreißig Jahren ein Betrieb. . . . Da waren wir fünf, sechs Mann, die nie aus dem Schwarzen rauskamen. Zwanzigmal haben wir uns stehen müssen, bis der erste mal in die Elfrösche wankte.“

„Das ist ja ganz was Außerordentliches, Herr Hegemeister. . . .“

„Nur ein gutes Auge, feste Hand und ruhig Blut und viel Übung. Wenn Sie mal nächster Tage zu mir kommen, erinnern Sie mich daran, daß ich Ihnen meinen Schützenrock zeige. Von den Schultern bis zu den Schößen dicht bei dicht mit silbernen und goldenen Medaillen besteckt. Nicht eine einzige hat mehr Platz. . . . Da muß ich Ihnen doch ein Stückchen erzählen aus jener Zeit. Wir hatten hier einen richtigen Verein gebildet mit dem Forstmeister, damals hieß er noch Oberförster, an der Spitze. . . . Eines Tages bekommen wir eine Einladung nach Tilsit zum Prämienschießen. Ich suche mir also fünf Mann aus und wir fahren hin. Wir kommen an. . . . Eine Scheibe mit zwanzig Ringen und hundertfünfzig Meter.“

„Gleich zu Anfang gab es Streit. Die Kerle wollten uns keinen Probeschuß gestatten und einen freihändigen Schuß nicht mit zwei Ringen höher bewerten. . . . Wir mußten uns fügen. Ich komme zuerst ran, gehe ich ein bißchen hoch in das Schwarze hinein und lasse fahren. Der Anzeiger springt vor und salutiert. . . . Was soll ich Ihnen sagen? . . . Wir nahmen ihnen alle Preise ab und auch noch diverses Kleingeld beim Variieren. . . . Gegen Abend wurde die Stimmung so ungemütlich, daß wir uns schleunigst empfahlen. Sonst hätten wir noch fechten müssen.“

„Das sind schöne Erinnerungen, Herr Hegemeister.“

„Ja, ja, und je älter man wird, desto lieber werden einem solche Erinnerungen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bilder vom „Fröschekrieg.“

Duigi Barzini, der bekannte Kriegsberichterstatter des „Corriere della Sera“, hat eine neue Reihe seiner anschaulichen Schilderungen begonnen, diesmal aus dem Überschwemmungsgebiet am Her-Kanal. Er erzählt von dem merkwürdigen „Amphibienkrieg“ oder, wie unsere Soldaten ihn genannt haben, vom „Fröschekrieg“. „Der Einbruch der Flut hat nicht überall unüberwindliche Schranken aufgerichtet. Die Überschwemmung geht zurück, breitet sich aus, sie ist launenhaft und läßt die Stellen trocken, die gerade um ihrer Erhöhung willen seit Jahrhunderten die großen Ver-

bindungsstragen wegen ihrer Sicherheit vor den Überschwemmungen tragen.“ Barzini erzählt, wie die Deutschen sich zwar auf das trockene Gebiet zurückgezogen, ihre Angriffe aber keineswegs aufgegeben haben und wie ihre Artillerie alle Übergangspunkte mit einem Stahlhagel überschüttet. Besonders folgenschwer gestaltete sich für die Belgier der Kampf um Lombartzyde, das immer wieder von beiden Seiten im Sturm genommen und verloren wurde. „Die Deutschen versuchten überall einen Durchgang zu finden, mit Kühnheit, mit Hartnäckigkeit und mit Heldennut, während sie Dismuiden eroberten und Sperrn bedrängten. Sie bekämpften methodisch die Überschwemmung wie einen neuen Feind; sie schufen sich Übergänge auf Fackeln, begannen einen Krieg mit Brücken, Rähnen, Plößen, einen Amphibienkrieg, unter dem fortwährenden Donner der Geschütze und dem Flug der Granaten. Beinahe begannen sie ihre Arbeit von neuem, wenn sie vom Feinde überrascht und zerstört war; waren sie zurückgedrängt, so kehrten sie mit größeren Kräften wieder. Sobald der Weg für den Sturm vorbereitet war, gingen sie „Deutschland, Deutschland über alles“ singend zum Angriff vor; wurden sie niedergemäht, so bildeten sie ihre Truppenkörper neu und griffen wieder an. Da trat plötzlich im Norden von Neuport eine große Stille ein. Die Meldungen sprachen von dem deutschen Rückzuge auf Ostende, von der Aufgabe der Küste. Ein Londoner Telegramm kündigte den belgischen Vormarsch an. Die Verbündeten waren schon vor den Toren Ostendes. . . . Die Wahrheit sah ganz anders aus. Vielleicht war das deutsche Schweigen die Folge eines vorübergehenden Mangels an Munition. Vielleicht war es eine Kriegslüge. Das Geschützfeuer der Verbündeten wurde nicht beantwortet. Lombartzyde schien verlassen. Man beschloß, es das dritte Mal wieder zu nehmen. In Wahrheit war Lombartzyde nur am Tage verlassen und in der Nacht voll von Truppen. Die deutsche Infanterie besetzte während des Tages feste gepanzerte Schützengräben und verhielt sich ruhig. Dies geschah zum Schutz gegen die Beschiebung durch die englischen Kriegsschiffe und die schwere französische belgische Artillerie. In der Nacht besetzten sie wieder die Straße von Lombartzyde, das die Straße von Neuport nach Ostende versperrt. Die belgische Division, die den Ort schon zweimal genommen hatte, befand sich in Coyde in Reserve, als sie den Befehl zum Vorrücken erhielt. Es verbreitete sich das Gerücht unter den Soldaten, daß der Feind sich zurückziehe. Auch der Generalstab war derselben Meinung. Die Offiziere begrüßten ihre Freunde mit der Wotschaft: „Übermorgen in Ostende!“ Der Augenblick der Rückkehr in das verlorene Vaterland schien gekommen, überschwänglicher Jubel herrschte.

In der Nacht begannen die Belgier den Vormarsch. Die Vorhut begann langsam die Gegend jenseits der Brücken auszukundschaften. Kein „Wer da?“, kein Schuß. Die Straße war offen und unverteidigt. Eine Patrouille gelangte bis zu den ersten Häusern von Lombartzyde oder vielmehr ihren Ruinen. Sie meldete, daß das Land verlassen wäre. Die ganze Division setzte sich in Bewegung und zog eine halbe Stunde später in Lombartzyde ein, um jenseits des Ortes Stellung zu nehmen. Da brach die Hölle los. Hinter jeder Mauer, aus jedem Winkel, aus jedem leeren Raum brach das Infanteriefeuer in die belgische Masse, und das regelmäßige Knattern der Maschinengewehre überlante den Lärm von der Straße. Es war unmöglich sich zu verteidigen, unmöglich, zu handeln. Ein entsetzliches Getümmel herrschte in der Dunkelheit, durch die die roten Blitze der Schüsse fuhren. In dem schrecklichen Hinterhalt, in den sie gefallen waren, wurden die belgischen Truppen hingemäht und zogen sich in Unordnung zurück. Ihre Flucht riß das Gros mit sich. Die Division stutete in Verwirrung auf Neuport zurück. Die Belgier hatten in dieser Nacht 850 Soldaten und 27 Offiziere als tote zu beklagen. . . . Nach diesem Ereignis hat der Chor der Artillerie wieder begonnen und wird immer lauter; wenn neue deutsche Kanonen ankommen, so werden auch neue französische herangebracht. „Die Städte stürzen ein, werden zerstört und vernichtet. Nichts bleibt mehr in der Reichweite eines Geschützes. Das Wasser und das Feuer haben eine Landschaft geschaffen, die ein unsagbares Bild der Verwüstung darbietet, wo bisher die reichsten Ebenen Flanderns grünten. Alles ist entweder extränkt oder verbrannt. Das Salzwasser der Flut hat die Erde unfruchtbar gemacht. Auf andern Schlachtfeldern lebt wenigstens etwas, Leben die

Pflanzen ihr schweigendes und unbewegtes Leben, leben die Insekten, die Tiere und die Vögel. Hier ist alles, alles tot. Die Sträucher, die Bäume, das Schilf, das aus dem Wasser herauswächst, sind nur noch tote Pflanzen; sie werden keine Blätter, keine Blüten mehr haben. In der großen Wasserfläche werden nicht einmal die Fische mehr leben, die zu Millionen in den Kanälen und Flüssen hin und her schossen und nun von dem Salzgehalt des Meerwassers getötet an die Oberfläche kommen und ihre silbernen Schuppenleiber zeigen, großen Olivenblättern ähnlich. Und am Himmel fliegen nur noch die besüßelten Maschinen des Krieges. Alles ist tot . . . Nichts bewegt sich auf dem Wasser und auf der Erde. Eine unendliche totenleiche, entfärbte und erloschene Welt, über die die winterlichen Eiden mit einem Geufzer hinfahren — es ist unmöglich, sich vorzustellen, wie die Gegend vor 5 Wochen ausgesehen haben kann. Man sieht niemand. Auch wo die Überschwemmung zurücktritt und die gegnerischen Stellungen einander näherkommen, bleibt der Eindruck der Wüste. Zwei, drei Kilometer von der Feuerlinie verschwindet jede menschliche Bewegung von der Oberfläche . . .“

22 ≡ Bunte Welt. ≡ 22

Aus der Kriegszeit.

Glück im Unglück. N. . . 17. Jan. 1915. — — — —

Die Lage ist hier immer noch die alte und ist auch nichts Besonderes zu erwähnen, nur von meinem Glück, das ich lechthin hatte, möchte ich Ihnen schildern. Es war am 4. Jan., als ich mit zwei Feldwebeln und dem Fahnenjunker in unserem Quartier, ein Zimmer im ersten Stock eines einstöckigen Hauses, zusammensaß. Plötzlich fällt mit lautem Krach über dem Tisch die Decke herunter, ich falle vom Stuhl. Ein Schrapnell war durch die Decke geschlagen, wunderbarerweise ohne großes Unheil anzurichten, trotzdem das Zimmer voll Sprengstücken und Kugeln lag. Nur der Fahnenjunker war leicht an der Stirne verletzt. Wir alle waren natürlich ganz voll Dreck. Am nächsten Tage saß ich mit dem Fahnenjunker und einem Unteroffizier in einem Bacterrezimmer desselben Hauses. Mit einem lauten Schlag wurde ich, als wir gemütlich ein Lied vor uns hinsummten, vom Stuhl geschleubert, den Unteroffizier, der vor dem Tisch stand, warf es auf diesen, der Junker lag am Boden. Ein Schrapnell war durch das Fenster gegangen, riß dem armen Junker ein Bein ab, ging mir durch die Beine, zerbrach ein Bein meines Stuhles und bohrte sich darunter in den Boden ein, wo es freipierte. Glücklicherweise hatte sich das Geschos unter eine Marmorplatte geschoben, wodurch die Zerstreuung der Sprengstücke verhindert wurde, und dies war mein Glück — — — —

Das Sanatorium an der Front. Die neue Form des Stellungskrieges, wie sie sich jetzt auf den Schlachtfeldern in Nordfrankreich herausgebildet hat, stellt an den Soldaten ganz neue Anforderungen und verlangt auch eine neue Pflege seiner erschöpften Kräfte. Für die Truppen, die in den Schützengräben lange Zeit dem feindlichen Kugelregen und den Unbilden des Wetters ausgesetzt waren, hat man auf englischer Seite in der Nähe des Hauptquartiers geradezu Sanatorien eingerichtet, die sich nach einer Schilderung des offiziellen englischen Kriegsberichterstatters, des bekannten „Augenzeugen“, vortrefflich bewähren. Der ermüdete Soldat, der von der Front kommt, ist etwa in dem Zustande eines Konvaleszenten, der Ruhe und Kräftigung braucht. Zu diesem Zwecke hat man im englischen Hauptquartier ein großes Gebäude, eine frühere Zutefabrik eingerichtet, die zur Aufnahme von 1000 solchen ermüdeten Soldaten dient. Hier finden keine Verwundeten und Kranken Verpflegung, sondern nur die „Opfer des Schützengrabens“, die mit ihren Nerven zu Ende sind, an körperlicher Erschöpfung oder an Rheumatismus leiden. Die Leute erhalten zunächst, wenn sie in dies Sanatorium an der Front kommen, ein heißes Dampfbad, wofür umfassende Anlagen extra eingebaut worden sind. Ihre Kleider werden ihnen abgenommen und gereinigt oder auch vernichtet, und dann führt man sie in einen der großen Schlafsäle, in denen Reihe an Reihe saubere Betten stehen. Hier können sie liegen und ruhen, bis sie sich wieder gekräftigt fühlen. Diese vollständige Veränderung der Lebensführung soll wahre Wunder verrichten, und die Soldaten sind gewöhnlich schon nach einigen Tagen wieder

so weit, um ihren Dienst antreten zu können. Sie werden aber nicht sofort wieder in die Schützengräben geschickt, sondern sie erhalten zunächst noch leichtere Beschäftigung.

Ein Besuch in Täbris. Der wichtige Erfolg, den die Türken durch die Besetzung von Täbris über die Russen errungen haben, bringt die zweitgrößte Stadt Persiens in ihre Hände und verschafft ihnen ein großes Übergewicht über ihre Feinde. Die Volkszählung liegt zwar in Persien sehr im Argen, aber Täbris gehört zu den wenigen Städten, die in ihrer Größe und Einwohnerzahl in Europa entschieden unterschätzt worden sind. In Ausdehnung ist die Stadt größer als Teheran, die Hauptstadt Persiens, und die Einwohnerzahl muß auf wenigstens 200 000 beziffert werden. Im tiefsten Winter sind die Türken in diese schöne Gartenstadt eingezogen, und was solch ein Winter in Täbris bedeutet, erzählt uns ein Besucher der Stadt, der ebenfalls im Januar dort geweilt hat. Die Umgegend ist dann eine weite flache Schneewüste, durch deren Mitte der berühmte, aber recht unwirksam dreinschauende Araxes seine kalten Fluten wälzt. An den Ufern bis stromisch weit in das Flußbett hinein ist er zugefroren, und so ist nur noch ein dunkles Wasserband übrig geblieben. Schnee fällt schwer und erbarmungslos, und nur mit großen Mühen kommt man vorwärts, da die Wege sehr schlecht sind. In neuester Zeit haben freilich die Russen von dem russischen Ort Julfa einen Schienenweg zu legen angefangen, der ein Stück des Weges nach Täbris führt. Auch bieten Automobile jetzt dort ein besseres Fortkommen, wo früher der Reisende nur mit vier-spännigem Postwagen vorwärts drang und sehr oft frische Pferde nehmen mußte. Da Persien in den letzten 10 Jahren beständig durch kriegerische Wirren erschüttert wurde, so ist Täbris in jüngster Zeit öfters der Schauplatz von Kämpfen gewesen. Sein Handel hat unter den unsicheren Zeiten sehr gelitten, während die Stadt früher ein großer Lagerplatz für Waren aller Art war und im ganzen Orient sich hohen Ruhmes wegen seiner zahlreichen schönen Basare erweute. Im Bürgerkrieg von 1909 war die Stadt ein Hauptgegenstand erbitterter Kämpfe, und im April dieses Jahres besetzten russische Truppen den Ort, die solange hier die Herren spielten, bis sie nunmehr wieder hinausgeworfen worden sind. Der Handel mit Rußland hat sich während dieser 5 Jahre gehoben, und auch der alte Handelsweg von Täbris nach Trapezunt wurde wieder eröffnet, auf dem persische Karawanen die köstlichen Perserteppiche nach dem Schwarzen Meer führten, von wo sie nach Europa gebracht wurden. Eine interessante Persönlichkeit ist der gegenwärtige Gouverneur von Täbris, Schuja-ed-Dauleh, früher als Samad Khan bekannt. In der persischen Politik der letzten Jahre hat er eine große Rolle gespielt und war der tapferste und tätigste Belagerer der Stadt, die er seitdem beherrscht und jetzt den Türken übergeben hat. Die Regierung des jungen Schah war nichtwaisch gegen ihn und suchte ihn zu verschiedenen Malen zu stürzen, aber er hielt sich stets durch seinen großen Einfluß.

Das Wollgedicht. Wir lesen in den „Leipz. N. N.“: In der Reichswollwoche, wo wir für unsere Feldgrauen Wollfachen sammelten, wird die Erinnerung der Älteren unter uns manchmal zu der Zeit zurückwandern, da die ganze Öffentlichkeit jahrelang im Zeichen der Wolle und des Wirkens des „Wollapostels“ Professor Dr. Gustav Jäger stand, der mit Leidenschaft und Nachdruck der Menschheit die Vorzüge der wollenen Kleidung anpries und damit auch zum großen Teil durchdrang. Um sein Wirken humoristisch zu charakterisieren, erschien damals — es mag Anfang der 80er Jahre gewesen sein — in einem süddeutschen Blatte ein Gedicht, das wegen seines wolligen Wohlklanges gerade in diesen Tagen manchem Freude machen wird. Es lautete:

„Wertgeschäfte Weltenbürger!“

Wer wohl auf welkein will wandern,
Werde Wollner, wie wir Weisen,
Werfe weg, was wohlfahrtswidrig,
Wähle wollne Webewaren,
Wollnes Wams, wie wollne Wäsche!
Wolle wirkt wahrhaftig Wunder!
Weder Wüßling weder Weichling
Wird, wer wollunwoben waltet!
Währig, widerliche Witrung
Weicht, wie Wollen Binden weichen,
Widerstandslos Wollenkleidern,
Während wunderbarerweise
Wohlgerüche willig weilen.

Wolle werde Weltbekleidung,
Weltenwahspruch Wollapostels
Wort: Wer weise, wählet Wolle!“

Schach

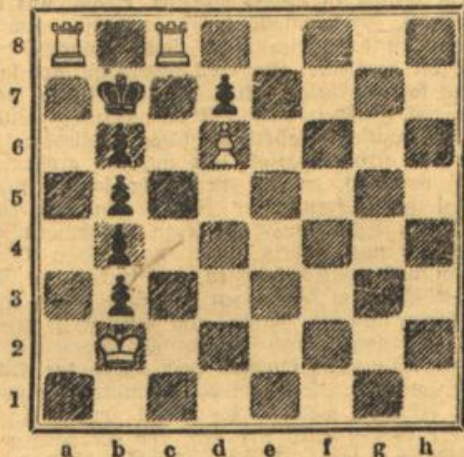
Alle die Sobachecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Vereinslokal: „Residenz-Café“
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 24. Januar 1915.

Schach-Aufgaben.

Nr. 298. W. A. Shinkman (Voss. Zeitung).



Matt in 3 Zügen.

Nr. 299. P. Rosenblatt.

Kf2, Dc1, Lf5 f6, Sc4 c5, Be6. — Kd5, Bb4, c6 f7.
Matt in 2 Zügen.

Partie Nr. 108 (Sizilianische Eröffnung).

Weiß: Dr. Kaufmann. — Schwarz: R. Spielmann.

- | | | | |
|---------------------------|--------|---------------------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | c7—c5 | 15. f2—f4! | Le7—d8 ²⁾ |
| 2. Sb1—c3 | Sb8—c6 | 16. Kgl—h1! ³⁾ | Ld8—a5 |
| 3. Sgl—e2 | e7—e6 | 17. Le3—g1 | Sc6—d8 |
| 4. d2—d4 | d7—d5 | 18. b2—b4 | c4×b3 e. p. |
| 5. e4×d5 | e6×d5 | 19. c2×b3 | Sd8—f7 |
| 6. Lc1—e3 | c5—c4 | 20. b3—b4 | La5—b6 |
| 7. g2—g3 | Sg8—f6 | 21. Te1—e2 | Sf7—d6 |
| 8. Lf1—g2 | Lc8—e6 | 22. Ta1—e1 | Tf8—f7 |
| 9. 0—0 | Lf8—e7 | 23. Dd2—d3 | Dd7—c8 |
| 10. Tf1—e1 | 0—0 | 24. Lg2—h3 | Tf7—e7 |
| 11. a2—a3 | h7—h6 | 25. Sc3×d5? | Sf6×d5 |
| 12. Se2—f4 | Dd8—d7 | 26. Te2×e6 | Te7—d7? |
| 13. Dd1—d2 | Ta8—e8 | 27. Dd3—b3 | Te8×e6 |
| 14. Sf4×e6! ¹⁾ | f7×e6 | 28. Db3×d5 | Gibt auf. |

¹⁾ Sehr richtig. Allerdings wird durch diesen Abtausch der Bauer d5 gestärkt, aber dafür entsteht eine neue und viel greifbarere Schwäche auf e6. — ²⁾ Diesem Zuge liegt ein ganz feiner Plan zu Grunde: Schwarz will Sf6—g4 spielen, den Le3 abtauschen und dann mit Lb6 den d-Bauern angreifen. — ³⁾ Um dem Läufer das Rückzugfeld g1 zu eröffnen.

Auflösungen:

Nr. 294 (2 Züge). 1. Dh1.

Nr. 295 (3 Züge). 1. Tg1, K×e3 2. Tel†; 1. . . , K×g1 2. Tel†; 1. . . , Lh5 2. Teel; 1. . . , Lb5 2. Dg5; 1. . . , ∞ 2. Teel bzw. Dg5.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., L. K. und R. St. in Wiesbaden, zu Nr. 294 auch Paul Zimmermann in Wiesbaden.

Briefkasten.

C. E. B. Nr. 292 ist durch 1. Th4† nicht zu lösen, da durch 2. Kf6 Schwarz Patt gesetzt wird. Sie haben übersehen, daß das Feld f8 von dem schwarzen König nicht beschränkt werden kann.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

Trier, Stein, Hals, Kohle, Linde, Wind, Mast, Biene, Weste, Wiege.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden, jedoch derart, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang einen Heeresteil bezeichnen.

Königszug.

	Und	kam	in	land				
wer	im	tod	gen	pfe	auch	frem	im	ter
	den	heil	fand	ruht	der	erde	va	

Die Felder sind zu verbinden, wie der König auf dem Schachbrett zieht, d. h. von einem Feld auf ein beliebiges Nachbarfeld, jedoch ohne ein Feld zu überspringen.

Scherzrätsel.

Nun geb' ich dir eine harte Nuß,
Dran deinen Witz zu erproben.
Und glückt es dir, zu knacken sie
Will deinen Scharfsinn ich loben.

Was hat der Mensch, auch meist das Tier,
Die Kanonen dort und der Briefkasten hier?
Nimm ihm das Ende und setze hinein
Einen Mädchennamen, lieblich und fein,
So wird's ein Orientale sein.
Die Engländer fürchten gar sehr,
Der just macht ihnen beim Krieg Beschwer.

Magisches Wortquadrat.

	1	2	3	4	
a					a
b					b
c					c
d					d
	1	2	3	4	

In die 16 Felder dieser Figur sind nachstehende Wörter: Ei, Eichel, Engel, Ente, Esel, Eule, Ilse, Insel, Leiter, Licht, Meer, Messer, Reim, Rose, Sichel, Uhr derart einzutragen, daß die Anfangsbuchstaben der vier wagerechten Reihen a b c d denen der vier senkrechten 1 2 3 4 entsprechen und gleichzeitig die vier in der senkrechten Reihe 1 stehenden Wörter ergeben.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 27.

Bilderrätsel: Ein freundlich Wort kann viel erreichen. — Arithmograph: Generaloberst von Kluck (Gerste, Rabe, Locken, Brot, Saul, Vase). — Anagramm: Noten, Tonne. — Kapselrätsel: Keim, Abel, Rost, Pan, Ader, Turm, Hand, Erich, Neid (Karpathen). — Zahlenrätsel: General Joffre (Schlüssel: Garonne, Jena, Jagellonen, Laffe)

Gaston hielt es nicht der Mühe wert, dem Maler irgend etwas zu erwidern. Ein Wort aber blieb als Nachklang in ihm haften: Niemand würde von ihm reden. Wenn er der Pompadour für die Beleidigung seiner Braut einen Streich spielen könnte, würde er sofort in aller Munde sein. Aber wie? Eine Karikatur von ihr an ihr Pa.ais anschlagen? Sie war zu schön dazu. Sie mit ihren Beziehungen zum König lächerlich machen? Das kostete unsehbar den Hals, wenn es herauskam. Sie als Ka.ypso in ihrem Hirschpark schildern — mythologische Vergleiche galten ja als poetisch bei Hofe — und die ihr huldigenden Edelleute als Vorstentiere? Das würde ihr womöglich noch schmeicheln. Daß man so ohnmächtig dieser despotischen Willkürherrschaft gegenüber war! Ihr einen Kasten mit Insekten schicken? Dann erschien die arme Ninon verdächtig und wurde eingesteckt. Was hatte es doch ein so glatter und schmeichelnder Porträtist wie dieser Lerouy gut. Seine seelenlosen Puppentöpfe wurden hoch bezahlt. Er war gar kein übler Maler, wenn er nur nicht so blasse und müde Farben nehmen wollte. Unter solchen Gedanken packte er das Bild seines Kollegen, ein Porträt der Pompadour, aus und betrachtete es lange kopfschüttelnd. „Und der will mir Vorschriften machen, wie ich malen soll! Und ich habe doch recht, etwas Schwarzes gehört hier hinein, in diese beauté du diable, diese Kiegengöttin — fliegen.“

Pöthlich sprang er, von einer Idee überwältigt, auf, eilte zu seiner Palette und ergriff seinen spitzeften Pinsel. „Heureka! Zwei fliegen mit einer Kappe sagt man sonst, hier treffe ich zwei Feinde mit einer fliege.“ Und mit übermütig und rachelustig funkelnden Augen malte er — ohne einen Augenblick an die möglichen Folgen zu denken — eine fliege mit täuschender Pastik mitten auf die Wange der Pompadour. Dann packte er das Bild sorgfältig wieder ein. Sehr zufrieden mit sich, nahm er sein Stilleben unter den Arm und machte sich auf zum Hofschneider Dubois, um seinen seidenen Anzug in Empfang zu nehmen.

Am anderen Morgen. Dem Leber der Marquise von Pompadour wohnten zwei ihrer Intimen bei. Während ihr Abbé die Tagesneuigkeiten in geschickter Pointierung erzählte, half ihr der Vicomte d'Argenteuil mit eleganter Verbeugung in eine duftige Malinee. Da wurde der Maler Lerouy gemeldet.

„Soll eintreten. Meine Herren, Sie haben den Vorzug, einer Premiere beizuwohnen und ihr Urteil abzugeben. Guten Morgen, Lerouy! Nun zeigen Sie, was Sie können.“ Der Maler zog die schwarzseidene Hülle von dem Porträt und hielt es so vor die Brust, daß es für die Beschauerin in die günstigste Beleuchtung kam.

Die Marquise machte eine schnelle Armbewegung, die der Maler mißverstand, denn er trat zwei Schritte rückwärts. Aber die fliege, die verschleut werden sollte, blieb sitzen.

„Was ist das?“ fragte die Marquise erstaunt und trat näher zu dem Bilde. Jetzt sah auch Lerouy, welche Veränderung mit seinem Bilde vorgegangen war, und er stammelte tödlich erschrocken:

„Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, Frau Marquise, ein Unersehnter hat sich einen schlechten Witz mit Ihnen erlaubt.“

„Mit mir schwerlich“, entgegnete die Pompadour hochmütig, „doch höchstens nur mit Ihnen. Haben Sie eine Erklärung?“

Lerouy beeilte sich, den künstlerischen Streit mit seinem Kollegen vom vergangenen Tage zu berichten, und schloß: „Vernois behauptete durchaus, es müsse etwas Schwarzes hinein, und da hat er, da wir im Unfrieden auseinander gingen, mir zum Spott heimlich diese fliege hineingemalt. Ich bitte um eine Stunde Geduld, dann ist das Bild wiederhergestellt.“

Die Marquise starrte schweigend auf das Bild, niemand ihrer Umgebung wagte ein Wort zu reden. Schließlich wandte sie sich langsam zu dem Vicomte.

„Nun, was meinen Sie dazu, d'Argenteuil?“ Dieser griff an seinen Degen.

„Wenn ich den Kerl sehe, spieße ich ihn auf.“

„Hm. — Und Sie, Abbé?“ Der Abbé, welcher eine feinere Witterung hatte als der trotz seiner höfischen Routine grobschlächtige Edelmann, meinte, bedächtig eine Priese nehmend:

„Im Prinzip hat dieser Vernois recht; daß er es aber an einem Bild von Madame in dieser Art anwendet, ist natürlich im höchsten Grade ungehörig.“

„Hm.“ Wieder versank sie vor dem Bild in Nachdenken. „Gehen Sie, Lerouy, Sie haben ihre Sache gut gemacht — nein, halt, das Bild bleibt hier. Dieser Vernois soll sofort herkommen. Ist er binnen einer Stunde nicht hier, lasse ich ihn holen.“ Lerouy eilte hinaus.

„Und wir, meine Herren, sehen uns wohl heute abend wieder.“ Damit waren auch die beiden anderen entlassen. Auf der Treppe flüsterte der Vicomte seinem Begleiter zu:

„Brillanter Witz, nicht? — Der arme Kerl, sie wird ihn anspeitschen lassen.“ Der Abbé zuckte diplomatisch mit den Achseln und schwieg.

Gaston war weder durch die schadenfrohen Drohungen Lerouy' noch durch die flehentlichen Bitten Ninons zu bewegen, sich einer Begegnung mit der erzürnten Marquise durch die Flucht zu entziehen. Kaltblütig zog er seinen neuen Anzug an, nahm Malkasten und Skizzenbuch und machte sich auf den Weg. Er wurde sofort vorgelassen.

Die Pompadour empfing ihn mit finstern Gesicht; denn da ihr Ninon gelegentlich früher in der Freude ihres Herzens von ihrem Bräutigam, dem Maler, erzählt hatte, reimte sie sich ohne große Mühe den inneren Zusammenhang dieser fliegengeschichte zusammen.

Vernois dachte: frechheit, steh mir bei! und sagte nach einer höfischen Verbeugung:

„Meine Kunst und ich stehen der obersten Göttin zur Verfügung.“

Die Marquise fuhr, um ihr Wohlgefallen an dem hübschen Künstler und seinem eleganten Auftreten zu verbergen, unwillkürlich grob heraus:

„Lassen Sie Ihre mythologische Verhimmelung. Glauben Sie etwa, daß Sie für die Nichtswürdigkeit da den Auftrag bekommen sollten, einen Olymp auszumalen? Haben Sie keine Entschuldigung oder Ausrede für diese elende Rache vorzubringen?“

„Rache? O nein“, entgegnete Gaston ganz ruhig. „Lerouy und ich stritten über Kontrastfarben, und da er sich von meiner Theorie nicht überzeugen lassen wollte, malte ich ihm eine fliege hinein.“

„Dazu hätte ein einfacher Kleg genügt. Warum gerade diese Verhöhnung mit der fliege?“ Die Marquise hatte das letzte Wort so stark betont, daß Gaston über ihren Verdacht nicht im unklaren blieb. Offenbar faßte sie seinen Streich richtig als den Racheakt auf, der er ja auch war. Da hieß es sich zusammennehmen.

„Ein Kleg wäre eine Brutalität gewesen; die fliege war ein — natürlich nur für Lerouy berechneter — Witz der schnell genug abgekracht ist.“ Mit diesen Worten zog er sein Taschenmesser und schritt auf das Bild zu.

„Halt, die fliege bleibt vorläufig. Ich weiß einen Witz zu schätzen.“ Sie lächelte grausam. „Aber ich werde das Bild in Ihrer Gegenwart den Kavalieren des Hofes zeigen, diese sollen Ihr Urteil sprechen. Ich fürchte, mein armer Herr Vernois, sie werden ihre Kritik mit der Degen-spiße abgeben.“

„Oh“, lachte Gaston fröhlich, „diese fürchte ich nicht, wofür mir nur Madame nicht zürnen. Die Kavaliere werden gewiß freudig bereit sein, ihr Herzblut für Madame zu verspritzen; aber sie werden alle davor zurückschrecken, sich ihre kostbaren Kleider mit meinen Farben verderben zu lassen“, und lachend schwang er seine Pinsel in der Faust wie eine Waffe. Der Pompadour gefiel der Maler immer mehr; trotzdem setzte sie eine abweisende Miene auf.

„Möglich, wir werden ja sehen. Doch kommen Sie nicht darüber hinweg, daß Sie mich vor ganz Paris lächerlich gemacht haben, mich, die Freundin des Königs. Wie wollen Sie das wieder gutmachen?“

„Vor ganz Paris? Das Bild kennen doch nur der Vicomte und der Abbé; Ihre guten Freunde werden doch schweigen.“

„Meine guten Freunde?“ Unfäglich bitter stieß sie diese Worte heraus. „Freundschaft! Das gibt es vielleicht unter Jhresgleichen, ich weiß es nicht; aber nicht bei Hofe. Meine sogenannten guten Freunde haben augenblicklich nichts Eiligeres zu tun, als die Fliegengeschichte unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit in allen Salons weiterzuerzählen. Freundschaft! Wie sie lachen werden!“

„Geschieht das“, fuhr der Maler erregt auf, „dann prügle ich den Abbé lahm, und den Vicomte fordere ich vor meinen Degen.“

„Und ich bin einen guten Anekdotenjäger los, der Skandal wird größer und ganz Paris lacht weiter — nein, mein Lieber, so leicht kommen Sie nicht davon.“

Dem Maler begann allmählich die Tragweite seines Streiches zu dämmern. Ihm wurde sehr unbehaglich zumute. Schließlich nahm er allen Mut zusammen und sagte in bittendem Ton:

„Wenn die Frau Marquise geruhen wollten, meine künstlerische Auffassung zu der Ihren zu machen, läßt sich von morgen ab jede Dame mit einer Fliege auf der Backe malen.“

„Natürlich von Ihnen! Das könnte Ihnen so passen!“ fuhr die Favoritin ärgerlich lachend heraus. „Außerdem möchte ich diesen Ausgang der Affäre denn doch bezweifeln.“

Die Pompadour sah dabei so böse aus, daß Gaston nun doch recht bänglich zumute wurde. Er wußte aber, daß die Favoritin ebenso habfüchtig wie kunstliebend war. Darauf baute er seine letzte Hoffnung.

„Ungeesehen kann ich es nicht machen. Wenn aber Frau Marquise gütigst gestatten wollen, daß ich als Sühne einen Saal in Ihrem neuen Palais ausma'nen darf, so bitte ich einen Blick auf diese Skizzen werfen zu wollen, die ich hier mitgebracht habe.“

Diese Bemerkung hatte zunächst den Erfolg, daß die drohend gerunzelte Stirn sich wieder glättete und das Gesicht seine marmorne Ruhe wiedergewann.

„Ihr Männer seid doch zu dumm.“ Sie warf sich auf eine Ottomane und drehte ihm den Rücken zu. „Nehmen Sie Ihren Pinsel“, herrschte sie ihn an, „und malen Sie mir genau dieselbe Fliege wie auf dem Bilde hier auf die Wange, genau an derselben Stelle.“

Gaston machte ein sehr verblüfftes Gesicht. Wohinaus wollte sie? Die Pompadour ließ ihm jedoch keine Zeit zum Nachdenken.

„Vorwärts, vorwärts, und geben Sie mir inzwischen Ihr Skizzenbuch!“

So ging er denn achselzuckend an die Arbeit. Zunächst malte er mit tiefem Schwarz auf den pfirsichfarbenen Teint die beiden Flügel und drückte darauf behutsam sein Spitzentäschentuch, an dessen feinen Maschen die Farbe netzförmig hängen blieb. Als er es abnahm, erschienen die Insektenflügel auf das feinste geädert. Dann malte er mit schnellen Strichen Leib und Beine dazu.

„Was ist denn das hier?“ fragte die Pompadour, die wie die meisten Damen das Buch von hinten durchzublütern begonnen hatte.

„Der Entwurf zu einem Wirtshauschild für das Gasthaus zum Pagoden.“

„Ein Mann wie Sie malt Wirtshauschilder?“ Dabei musterte sie seinen reichen Anzug. Er deutete den Blick richtig.

„Oh — Frau Marquise wollen meine Einnahmen nicht nach diesen Kleidern beurteilen. Der Hofschneider Dubois machte sie mir gegen ein Stülleben.“

„Wie — die Schneider bestellen Bänder?“

„Seit die kunstsinige Marquise von Pompadour den Ton angibt, ist auch in den Bürgerhäusern die Kunst eingezogen.“

Nun lächelte sie doch etwas geschmeichelt. Mit Wohlgefallen blätterte sie in dem Skizzenbuch weiter und meinte mit süßlichem Lächeln:

„Sie sind in der Tat in der Lage, eine Sühne zu bieten. Sie werden in meinem neuen Schloß diese beiden Plafonds hier ausführen.“

„Sehr ehrenvoll; verbindlichsten Dank, Frau Marquise.“ Gaston wußte wohl, daß er von der habfüchtigen Frau für die monatelange Arbeit nicht einen Sous Honorar erhalten würde. Aber er nahm sich jetzt bereits vor, in diesen Plafonds ein Prachtwerk zu schaffen, das ihn weithin empfehlen sollte. Nach kaum einer Viertelstunde erhob er sich. „Die Fliege ist fertig.“ Die Pompadour griff nach ihrem silbernen Handspiegel, betrachtete sich kopfschüttelnd und murmelte für sich:

„Auf jeden Fall originell — ob es aber gelingen wird?“ Sie erhob sich hoheitsvoll, um ihn zu verabschieden.

„Darf ich das Bewußtsein mit mir nehmen, daß Madame mir verzeihen werden?“

In ihrem Gesicht war weder ja noch nein zu lesen. „Es bleibt dabei, Sie malen die beiden Plafonds. Adieu. — Halt, noch eins.“ Ein rätselhaftes Lächeln umspielte ihren Mund. „Sie geben Ihr förmliches Versprechen, daß Sie keiner Dame, wer sie auch sei, unter hundert Livres eine Fliege auf die Haut malen werden?“

Gaston machte ein wenig geistreiches Gesicht. „Wer sollte wohl auf diese Idee —?“

Mit einer ungeduldigen Handbewegung schnitt sie ihm das Wort ab. „Ich wünsche Ihr Ehrenwort.“

Gaston wurde sofort korrekter; er sagte, wenn auch mit völlig verständnislosem Gesicht:

„Ich gebe Madame mein Ehrenwort, daß ich keiner Dame, wer sie auch sei, unter hundert Livres eine Fliege auf die Backe malen werde.“

„Vergessen Sie das nicht. Adieu.“

Gaston war entlassen. Würdevoll schritt er die Treppen des Palastes hinab. Sobald er aber draußen war, stürmte er zu seiner Ninon, die vor Angst um ihn bald verging, und erzählte ihr sein Erlebnis.

„Du kennst deine ehemalige Herrin doch einigermaßen, was mag sie nur mit der gemalten Fliege wollen?“

Ninon erschrak tödlich. „Ans Himmels willen, flieh, Gaston, solange es noch Zeit ist und du noch frei bist. Du hast ihre Eitelkeit verletzt, und das verzeiht sie dir nie, nie! Jrgend eine raffinierte Teufelei hat sie sicher vor. Wahrscheinlich wird sie mit dieser Entstellung vor dem König erscheinen, um ihn wütend auf dich zu machen und dann —“ Tränen ersticken ihre Stimme.

„Beruhige dich doch, schlimm kann die Sache keinesfalls werden, denn sie will doch zwei Plafonds von mir gemalt haben — unentgeltlich natürlich, und diese Arbeiten sollen mir einen guten Ruf und fette Aufträge einbringen.“

„Du siehst wieder einmal die Welt zu rosig an. O, glaube mir, diese großen Damen sind schlecht, sehr schlecht.“ Vergebens redete sie noch lange auf den Geliebten ein, er solle sich der drohenden Rache durch die Flucht entziehen. Er blieb; über seine Bedenken siegte seine Abenteuerlust und die Neugierde, wie die Sache enden würde.

Diese Neugier sollte früher befriedigt werden, als er gedacht hatte. Als er am nächsten Tag bereits in der Frühe über einem neuen Entwurf saß, wurde er von einem reich galonierten Diener zur Herzogin von Mençon befohlen, die ebenfalls eine Fliege aufgemalt haben wollte. Kopfschüttelnd folgte ihm Gaston.

Mit hundert Livres in der Tasche war er bereits nach einer Stunde wieder in seinem Atelier, wo er über ein Duzend Bestellungen vorfand, die alle das gleiche besagten. Er sagte sich an den Kopf.

„Ist denn ganz Paris verrückt geworden?“ Aber als geschäftstüchtiger Franzose führte er die Aufträge flott aus. Mit diskreten Fragen bekam er so viel heraus: die Pompadour war an jenem Festabend in der Tat mit der Zeichnung auf der Wange erschienen und begründete diesen seltsamen Einfall mit des Malers eigenen Worten: durch einen geschickt angebrachten schwarzen Fleck werde die Wirkung einer reinen Gesichtsfarbe bedeutend gehoben. Mochten nun die anderen Damen bei Hofe die Wahrheit dieser Begründung einsehen oder nicht — jedenfalls fühlten sie sich verpflichtet, diese Marotte nachzuahmen, wie sie jede andere Mode ebenfalls mitgemacht hätten.

Als Gaston am dritten Abend ganz erschöpft von der ungewohnt umfangreichen und eiligen Arbeit zu seiner Braut kam, drückte er ihr eine Faust voll Goldstücke in die Hand zur Aussteuer.

„Da haben wir das Glück in greifbarer Gestalt. Und doch ist es mir im letzten Grunde unerfindlich, wie das alles so schnell hat kommen können.“

„Die Lösung des Rätsels ist sehr einfach“, erwiderte die kluge Evastochter. „Statt die Eitelkeit der Pompadour zu verletzen — die Folgen sind nicht auszudenken — hast du ihr zu einem großen Triumph verholfen, zu einem Triumph, den sie höchstwahrscheinlich vom ersten Augenblick an vorhergesehen hatte.“

Nach acht Tagen wollten natürlich auch die Bürgerfrauen diesen pikanten schwarzen Fleck haben, und Gaston wußte sich vor Arbeit nicht zu retten. Da half ihm Ninon mit einem klugen Gedanken. Sie riet ihm, kleine Figürchen aus schwarzem Papier oder Stoff zu schneiden — das Stück zu zehn Livres — die man nach Belieben auf die Haut aufkleben oder entfernen könnte. Das geschah, und die Folge war, daß die Frauen bald zwei und drei solcher Schönheitspflasterchen aufklebten, die man nach der Ursache ihrer Entstehung *mouches* (Fliegen) nannte. Wer nicht zahlen konnte, schnitt sich selber ein rundes Fleckchen zurecht, und bald waren die Wangen aller Damen beplastert, nicht nur in Paris, sondern auch in ganz Frankreich und weit über seine Grenzen hinaus.

Die neue Mode war noch nicht vierzehn Tage alt, da traf Vernois auch seine Ninon mit einem Schönheitspflasterchen auf der Wange. Er war entsetzt.

„Ninon! Auch du machst diesen gräßlichen Blödsinn mit? Mach doch das scheußliche Ding ab, Liebste!“

„Aber nein! Das darfst du nicht von mir verlangen, daß ich so unmodern herumlaufe!“

„So trägt jede Missetat ihre Strafe in sich!“ Gaston rang in komischer Verzweiflung die Hände. *C'était plus tort que lui!*

Rußlands weißer Tee.

Von Kurt Rübner.

(Nachdruck verboten.)

Man konnte jüngst in den Zeitungen lesen, daß russische Mäßigkeitsapostel in getreulicher Befolgung eines feierlichen Antialkohol-Rescriptums ihres Zaren einen vierundzwanzigstündigen *Nüchternheitstag* für ganz Rußland proklamiert hatten. Kein Schnapshändler durfte an diesem Tag, wollte er sich nicht heftiger Strafe aussetzen, „weißen Tee“ verkaufen, wie der echte Russe seinen geliebten Kornschnaps nennt. Und was war das Resultat? Rund dreitausend Menschen lagen am Abend des heiligen Nüchternheitstages vollkommen betrunken in den Gassen der Hauptstadt an der Newa. Tzehn starben an rascher Alkoholvergiftung. Man hatte sich tags zuvor reichlich mit Spiritus versehen und protestierte am Tage der Nüchternheit mit aller Beweiskraft eines handfesten Rausches gegen die zäusich proklamierte Mäßigkeit. Und man ermißt die Gewalt dieses spontanen Protestes, wenn man bedenkt, daß in St. Petersburg nach sorgfältig geführter Statistik an gewöhnlichen Tagen „nur“ 550 Personen durchschnitlich im Zustand vollkommenster Trunkenheit in den Straßen aufgelesen werden.

Ob es den russischen Machthabern mit ihren Mäßigkeitsbestrebungen so bitter ernst ist? Rund zweihundert Millionen Rubel zieht Väterchen Zar alljährlich aus der Branntweinsteuer. Das sind nach deutschem Gelde 640 Millionen Mark und für das russische Finanzministerium ein Fünftel des gesamten Budgets. Wird man Mut genug haben, um dauernd und energisch gegen ein Laster anzukämpfen, aus deren fetten Erträgen der Staat die hohen Beamtegelde bezahlt? Schon mancher Zar hat, wie der heutige Nikolaus, wader gegen die Trunksucht des Volkes gekämpft. Aber das Branntweinmonopol des Staates, von Iwan dem Schrecklichen eingeführt, und die heftigen Bemühungen, möglichst viel aus dem Monopol herauszuschlagen, sind eine mindestens ebenso starke Hemmung für den Erfolg der Mäßigkeitsbewegung wie die Hartnäckigkeit, mit welcher der Russe an die Seligkeit des Rausches glaubt. Denn der Russe trinkt nicht aus Freude am Wohlgeschmack des Getränks, sondern er trinkt bewußt auf das Ende los: auf den tollen Rausch hin,

der Erlösung aus allen Sorgen schafft, in das köstliche Land der Bewußtlosigkeit hinüberführt und die berühmte russische Melancholie von der Seele nimmt. Das geht so seit Jahrhunderten. Schon um 1600 tranken die Russen Branntwein aus großen Schalen. Mönche und Bauern, Soldaten und Beamte, alle liebten die Lähmung des Rausches. Sie standen haufenweis vor den Schenken, wo man ihnen aus mächtigen Kesseln mit großen Holzlöffeln den weißen Tee in die Schalen schöpfte. Russische Gesandte in Persien, vom Schah zur Tafel geladen, betranken sich dermaßen in süßem Schiraswein, daß der Schah entrüstet die Tafel aufhob. Und heute? Admiral Roschdestwensky hielt in seliger Trunkenheit englische Fischerboote für japanische Torpedos und ließ feuern. Während der Seeschlacht von Tschushima lag Admiral Nebogatow voll guten Schnapses in seiner Staatskabine und wurde erst wach, als die Schlacht verloren war.

Diese beiden Tatsachen, die tief eingewurzelte Trunksucht und das staatliche Schnapsmonopol, bringen jeden Versuch einer offiziellen Mäßigkeitspropaganda zum Scheitern. Alexander der Dritte berief ein ganzes Mäßigkeitsparlament, das kläglich zu Ende ging. Nikolaus der Zweite begründete, mit dem Grafen Witte als ausführendem obersten Organ, ein Temperenzkomitee, das in jeder russischen Stadt eine Filiale eröffnete. Witte schuf Volkshäuser mit Konzert und Theater, um das Volk durch solide und kostenlose Vergnügungen vom Schnapsgenuß fernzuhalten, stiftete für diese Zwecke zwölf Millionen Mark und versprach, die Summe zu erhöhen — entsprechend den wachsenden Erträgen des Branntweinmonopols! „Eine wahrhaft russische Methode“, sagt Bernhard Stern, der vortreffliche Kulturhistoriker, in seinem großen Werk über russische Sittlichkeit, „eine Prämie auf die Steigerung des Schnapskonsums zugunsten der Mäßigkeitsvereine!“ Es ist denn auch nicht viel Gutes dabei herausgekommen. Das Komitee hat sich längst aufgelöst, die Gelder, die bereits bewilligt waren, sind in den unergründlichen Taschen, an denen Rußland so reich ist, resonanzlos versickert.

Sogar Jwan der Schreckliche, der Begründer des Schnapsmonopols, hat auf seine Weise gegen die Trunksucht des Volkes gekämpft. Er selber war freilich ein gewaltiger Trinker. Für seine Gastmähler, bei denen Herren und Damen des Hofes, Bojaren und Geistliche sich in gewöhnlichem Kornbranntwein oder süßem Ungarwein fassungslos betrinken mußten, wollten sie nicht in Unnade fallen, erfand er eine besondere Trinkmethode, den „Sapoj“, ein sehr rasches, rhythmisches Trinken, das mit fabelhafter Schnelligkeit den äußersten Zustand der Bezechtheit herbeiführte. Aber die Trunkenboldenhaftigkeit des gemeinen Volkes verfolgte der Zar mit härtesten Strafen. Nur an feiertagen durfte sich das Volk straflos berauschen. Wer sich an den sechs Nüchternheitstagen der Woche betrank, mußte seinen Beutel zur Zahlung einer Geldstrafe öffnen oder im Wiederholungsfalle seinen Rücken den Kosakenknuten hinhalten. Nur die treuen Söldner des schrecklichen Jwan durften trinken so oft und so viel sie wollten. Daher nannte man die Moskauer Vorstadt, in der sie wohnten, „Naleita“, das heißt zu deutsch „Schenk voll ein“. Und in gleichem Atem befahl der Zar die Errichtung von staatlichen Schnapsbrennereien und Kornschenken im ganzen Reich. Die Staatseinnahmen stiegen gewaltig — und mit einem Mal durfte das gemeine Volk nach Laune und Vermögen kaufen, und nur wer privatim fabrizierten Schnaps verkaufte oder trank, wurde geknüttet oder durfte nach Sibirien reisen. Wer aber zarischen Schnaps trank, war ein guter und getreuer Untertan, der den Staatsäckel füllte. Und nur für die Fabrikanten und Vertilger privaten Branntweins galten die zwölf Paragraphen des Strafgesetzbuches, die der Zar Alexej später für Schankwirte und Trunkenbolde schreiben ließ.

Peter der Große, der Schiffsbauer, Staatsmann und Kriegsheld, führte die Alkoholtradition in größtem Stile fort. Er gründete den Orden der Saufgesellen und etablierte, als höhrendes Gegenstück zum Kirchenrat, den „Rat der Altkrinker“. Er gab seinen Truppen an feiertagen freischnaps in Biergläsern und diktierte seinen Ministern, die es wagten, an seiner üppigen Tafel enthalten zu sein, mächtige Strafmäße Branntwein. Der Gesandte Friedrichs des Großen, Baron von Pringzen, traf den Zaren einmal, wie er während einer Mahlzeit zwanzig

Streltzen enthaupten ließ. Jedesmal, wenn ein Haupt unterm Streich des Henkers zur Erde rollte, leerte der Zar ein Glas Kornschnaps auf die Gesundheit des Hingerichteten. Und die Großen des Reiches eiferten ihm nach. Wenn Komadanowsky Gesellschaften gab, so wurden die Gäste schon an der Haustür mit einer Riesenschale Branntwein begrüßt, die ein gezähmter Bär anmutig präsentierte.

Natürlich gibt es unter den vielen Millionen der hentigen Russen viele Hunderttausend Männer und Frauen von vorbildlicher Mäßigkeit. Und es laufen in russischen Volk viele Legenden und Anekdoten herum, in denen alle Schrecken der Trunkenheit geschildert werden. Und in vielen Länderstrecken ist heute noch der Aberglaube verbreitet, daß aus notorischen Säufern nach dem Tode schreckliche Dampyre werden. Aber es gibt auch eine große Reihe von Legenden, die den Trunkenbold verherrlichen. Bernhard Stern erwähnt das Heldenlied von Wassillj dem Saufbold: Der Tartarenfürst Batyga belagerte Kiew und forderte den Fürsten Wladimir auf, ihm einen Helden zum Zweikampf zu schicken. Aber Fürst Wladimir hatte keinen Helden zur Verfügung. Da traf er den Trunkenbold Wassillj, der um so stärker war, je mehr Alkohol er im Leibe hatte. Der erklärte sich zum Zweikampf bereit, trank ein Faß Meth, ein Faß Wein und ein Faß Bier, jedes Faß zu anderthalb Pud, ging hin und tötete Batygas Sohn, Schwiegerjohn und Beichtvater. Trank abermals ein Faß Wein, ein Faß Meth und ein Faß Bier, ging kühn in das Lager Batygas und machte sich ihn mit listigen Worten zum Freund. Batyga vertraute ihm arglos das Heer an. Der heldenhafte Wassillj führte das Heer in einen Wald, stärkte sich durch einen guten Trunk, riß einen Baum aus der Erde und erschlug das ganze Heer. Und die befreiten Kiemer jubelten ihm zu und wollten ihn zum reichsten Manne der Welt machen. Er aber erbat sich von jedem Haus in Kiew ein Faß Wein, ein Faß Bier, ein Faß Meth und vom Fürsten einen Geleitbrief für alle Schenken des Zaren. So durfte Wassillj der Held in allen Schenken Rußlands kostenlos trinken bis an sein seliges Ende.

Schwerlich werden Nüchternheitstage einem Volke helfen, das solche Kerle zu Nationalhelden hat. . . .

Deutsche Städtebilder.

Der größte Binnenhafen der Welt.

(Duisburg.)

Von Erich Feldbaus.

(Nachdruck verboten.)

Am Ruhrrevier brach das Eingemeindungsieber aus. Das kleine Ruhrort hatte seine Nachbarn an sich gerissen und war eine große Stadt geworden. Da bekam es das größere Duisburg auch mit dem Mute und es schluckte Ruhrort samt seiner Beute über. Und aus dem Orte, der eben noch dem ersten kommenden Hunderttausend entgegenträumte, wurde plötzlich die Großstadt von über 200 000 Seelen, wurde in wenig weiteren Jahren die Metropole mit einviertel Millionen Einwohnern.

Das Duisburg der achtziger und neunziger Jahre, die niederrheinische Mittelstadt mit den stillen Straßen, den ruhigen, kleinen Häusern, die nach guter rheinischer Art kaum mehr als zwei oder drei Mietern dienten, der friedliche Ort, hinter dessen Häuserzeilen sich allemal große und lustige Gärten aufstauten, das fand sich urplötzlich in den wilden Werderausch hineingerissen, der zu Beginn des neuen Jahrhunderts durch die Städte an Ruhr und Emscher rasche und Dörfer zu Großstädten emporriff. Was

man vordem nie so recht glauben wollte, weil man es kaum bemerkte: Duisburg lag nun auf einmal im Industriegebiet, mitten im Kohlenland. Und wie es sich auf seine Lage besann, war es alsbald dem großen Zauber verfallen. Es wollte auch mittun, wo die Essen, Bochum, Gelsenkirchen, Mülheim, die Dortmund, Recklinghausen, Oberhausen an ihren Mauern reckten und rückten. Und die freundliche Rheinhandelsstadt wurde Industrie- und Großstadt, eine Industrie- und Großstadt in Preußisch-Amerika.

Gleich Urwesen breit und ungestüm, stellten sich die Hochöfen an den Rhein, ließen sich bei Hochfeld nieder und bei Ruhrort, jagten die schwarzen Türme der Windkühler in den Himmel, ließen die Spinnwebneze der Schrägaufzüge an ihnen heraufklettern. Und es kamen die langen Bauten der Walzwerke, die hohen Dächer der Bessmerhütten. Und die Musik der neuen Arbeit, dies wunderbar erhabene Lied der Titanen, Klang und Sang durch Neu-Duisburg. Zäher brauner, gelber, roter Qualm



stieg und steigt aus den „Birnen“, legt sich gleich einem dicken Tuch über die Stadt, selbst auf den fernen Ruhrbergen noch den Wegweisend zu den einzelnen Hüttenwerken, die sich heute in weitem Kranz um Duisburg schließen. Die Kohle selbst kam in diesem Höllentanze der Flammengeister ein wenig zu kurz. Tatsächlich ist der Steinkohlenbau bis heute in Alt- und Neu-Duisburgs Bereich nicht eben groß, allerdings dafür um so bedeutender im neuen Lande des angrenzenden Nordens und im künftigen Kohlenreiche jenseits des Rheins. Aber auch in und um Duisburg kann man die ewig schnurrenden Räder der Fördergerüste sehen, kann den Bergmann, den „Kumpel“, beim Schichtwechsel in Gruppen seiner Wohnung zuwandern, kann die Batterien der Koksöfen rauchen und qualmen sehen und sich am Flammengankelspiel ergötzen, das aufspringt, wenn eine Retorte neu beschickt wird.

Die älteste Stadt des Industriebezirks, das „Castrum teutonicum“ der Römer, das „Dispargum“ der Merowinger, das alte Handelsemporium, die freie Reichsstadt und Genossin der Hanse durfte jedoch nicht zur ausschließlichen Industriestadt werden. Sie blieb nur uraltem Rufe getreu, als sie ihre Häfen ausbaute und sie zu einem Wasserumschlagplatz von Rang entwickelte. Ohne Ruhrort zwar wäre sie ein Hafen wie andere am Rhein. Heute jedoch, wo die Becken der königlichen Häfen zu Duisburg zählen, wo man auch alle die benachbarten Privat- und Zechenhäfen in die Duisburger Verkehrsziffer einbezieht, ist die Stadt tatsächlich der größte Binnenhafen der Welt geworden. Werden doch an ihren Kais heute weit über 30 Millionen Tonnen jährlich verfrachtet, eine Last, die selbst nur vereinzelt unserer allergrößten Weltseehäfen erreichen. Und das kam so: Ehemals verfrachteten die Bergwerke im Ruhrtal ihre Schätze auf dem flusse. Kleine Boote nur passierten die Schleusen. Und doch bildeten sich, zumal in Mülheim, gebietende Schifferdynastien. Ruhrort war der gegebene Hafen und Umschlagplatz. Als die Ruhr nicht mehr reichte, ging die Eisenbahn den gewohnten Weg an den Rhein. Denn der Strom, Europas bester Wasserweg, trägt willig jede Schiffszahl und jede Schiffgröße bis zum Tonnengehalt von ansehnlichen Ozeandampfern. Bis zur See hinab und bis Mannheim, Karlsruhe, Straßburg, ja, neuerdings bis Basel herauf reicht der Verkehr. Und da zu Wasser immer noch billigeres Verfrachten ist als zu Lande so wurde Duisburg-Ruhrort der Kohlenladeplatz für die ganze gewaltige Ausbeute des Ruhrreviers, soweit sie nach Süden und Norden den Rheinweg benutzen kann.

Längst ist Ruhrort nicht mehr die Stadt am fernen Ufer. Längst spannen sich Brücken über den Ruhrstrom, längst ist zwischen der Mutter und Tochter auch eine Häuserbrücke geschlagen. Und dennoch weht ein anderer Geist hüben und drüben. Es riecht nach Teer in Ruhrort; man kann da in den Auslagen vieler Läden Seile und Winden, Schiffergerät und Schiffermützen sehen. In Ruhrort stehen die Geschäftshäuser der Reeder und Schiffsmakler, steht die Schifferbörse, in der der Schiffraum verhandelt wird. In Ruhrort kann man auch schon den Hauch von der „niederländischen“ Grenze verspüren, an den Schifferläden gibts holländische Aufschriften, die davon erzählen, wie bedeutend der holländische Anteil am Rheinschiffahrtsverkehr ist.

Man muß auf der weitgespannten Rheinbrücke gestanden haben, die sich nach Homberg herüberschwingt,

muß von hier aus dem Zug der Schiffe zugeschaut haben, muß eine Stunde lang einmal dem Auf und Ab gespannten Blicks gefolgt sein, um das Riesenmaß eines Verkehrs zu erfassen, der sich hier auf und am Rheinstrom entwickelt. Hamburg freilich ist lebhafter und lärmender. In Duisburg geht alles ruhig und ohne Signale ab. Lange Reihen der dickbäuchigen, mächtigen Rheinfähne liegen im Strom selbst vor Anker, ohne den Weg zu sperren, denn Vater Rheins behaglich breiter Silberücken vermag sie alle zu tragen. Wohin man schaut, überall ziehen die leuchtenden Raddampfer, die gewandten Schraubenschiffe an langen Stahlrossen Rheinfahn hinter Rheinfahn bergauf, bergab. Vor dem Hafemund staut sich wohl einmal die Menge, aber rheinisch-holländische Geduld regelt den Weg.

Und nun ladet die Wißbegier in diese unendlichen Hafenbecken selbst. Sie strecken sich gleich riesigen Wasserzungen weit ins Land, nebeneinander, miteinander, lang oder quer. Und wo man über die stolze Ruhrbrücke geht, finden sie sich gleich zu allen Seiten ausgebreitet, besiedelt mit Schiffen dicht an dicht. Vom „Mastwald“ sprechen, hieße einen Klischeeausdruck ins Binnenland übertragen. Zwar haben die Rheinschiffe Masten, aber sie fahren selten vor Segel, es sind nur Lade- und Signalmasten, und so ragen sie denn auch nur wenig über Land. Nur als feines Stabwerk sieht man sie über die Dämme sich recken, unterbrochen von dicken schwarzen, schwarz-weißen, schwarz-toten, schwarz-gelben — in allen Farben spielenden Schloten der Dampfer.

Kohle ist es fast ausschließlich, die in all den großen und kleinen Becken des Riesenhafens geladen wird. Erz kommt immer nur an, andere Güter treten zurück. Im alten Duisburger Hafen ist das ja anders. Er dient auch heute noch der Mühlenstadt Duisburg; hier liegt Schiff an Schiff mit Weizen oder Roggen bis an den Rand gefüllt. Und dann senkt sich, einem Rieserüssel gleich, der Exkavator in den Getreideberg, höhlt mit den kleinen, unsichtbaren Schaufeln Loch auf Loch, ohne jeden Lärm, ohne viel Bewegung, kaum daß man ein Rädchen oder einen Riemen spielen sieht. So füllen sich alltäglich die Silos in den weißbestäubten Hafentmühlen, die in langer Reihe aufmarschiert sind.

Und Duisburg, die Stadt? — Sie ist kein Ziel für den Vergnügungreisenden, wennschon sie ein Verkehrsknotenpunkt von Rang ist. Wohl ist sie auch heute noch die Stadt mit den stillen Straßen und den vielen großen Gärten, wohl birgt sie manch schloßartiges Haus reicher Reeder und Großfabrikanten. Wohl hat sie draußen am Wege nach den herrlichen Anlagen des Kaiserberges Villenreihen aufgestellt und weit hinein in den köstlichen, ewig jungen Duisburger Wald, der nach vielen Wanderstunden noch kein Ende zeigt, spielen die roten Dächer der Landhäuser. Aber eine Stadt der großen Sehenswürdigkeiten ist Duisburg auch heute nicht für den, der nach dem Landläufigen sucht. Wohl ist die Königsstraße jetzt ein eleganter Stadteingang mit Geschäfts- und Kontorpalästen, mit eiligen Straßenbahnen und fauchenden Autos, wohl hat man neben die bescheidene, aber musikhafte Tonhalle den feinen Dülferischen Neubau des Stadttheaters gesetzt, der mit seinen klug abgemessenen Massen ein echtes Kind seines Meisters ist, das schönste Theaterhaus im Industriegebiet neben dem zu Dortmund aus der gleichen Hand. Aber man muß wissen, daß gleich neben diesem edlen

Tempel mit dem klassischen Portikus das platte Neubaualand anfängt, um zu erkennen, daß Duisburg noch keine Großstadt im Sinne der Fremden ist.

Das alte Duisburg? Das meiste von ihm ist, wie in anderen Industriestädten, längst abgebröckelt. Freilich, es steht noch die alte Salvatorkirche, ein wunderfeines Bauwerk aus dem 14. Jahrhundert, gestaltet aus nieder-rheinischer Zurückhaltung und gotischem Formenüber-schwang. Sie ist für mich eines der erhabensten Gottes-häuser am ganzen Niederrhein. Um sie, als den Hirten, lagert sich die kleine Herde uralter Häuschen, wie mans

wohl sonst nur noch in den bescheidensten Kirchspielen der Rheinebene gewohnt ist. Es gibt auch noch die eine oder andere Straße mit alten Schnörkelgiebeln, mit kräftigen eisernen Jahreszahlen, die auf irgend ein vergangenes Jahrhundert weisen, Straßenzellen, die anmuten, als seien sie aus Geldern, Kevelaer, Xanten oder Kleve herbei-getragen. Sonst allerdings gemahnt nicht mehr viel an die Römerstadt. Die Reichs-, Hansa- und Universitätsstadt Duisburg ist, gleich allen ihren Nachbarn, ein Gebilde unserer Tage. Daß es mehr und mehr zu einem schönen, stattlichen und stolzen werden möge, das sei mein Wunsch.



Winternacht.

Verschneit liegt rings die ganze Welt,
Ich hab' nichts, was mich freuet,
Verlassen steht der Baum im Feld,
Hat längst sein Laub verstreuet.

Der Wind nur geht bei stiller Nacht
Und rüttelt an dem Baume,
Da rührt er seinen Wipfel sacht
Und redet wie im Traume.

Er träumt von künft'ger Frühlingszeit,
Von Grün und Quellenrauschen,
Wo er im neuen Blütenkleid
Zu Gottes Lob wird rauschen.

Eichendorff.



Als Großvater die Großmutter nahm.

Von Franz Berczeg.

(Nachdruck verboten.)

Großvater ist ein pensionierter Kurialrichter. Streng pflichttreu, etwas pedantisch und — wenn die neuesten Ereignisse unseres politischen Lebens, unsere öffentlichen Einrichtungen zur Sprache kommen — auch etwas derb und grob. Besonders an kühlen Regentagen pflegt er den Querulanten hervorzuföhren, denn da plagt ihn seine Gicht.

Großmutter ist eine sehr liebenswürdige, sanfte, alte Dame; sie hat gottlob kein Gichtleiden, nur die stets steigenden Marktpreise sind es, die ihr seelisches Gleichgewicht stören.

Neulich klagte sie, daß sie für ein frisches Tee-Ei sechs Kreuzer zahlen mußte, während man in ihrer Jugendzeit zwei Duzend Eier für einen Sechser erhielt. Wenn das so fortgeht, meinte sie, wird man in vierzig Jahren siebzehn Gulden und achtundzwanzig Kreuzer für ein Duzend Eier zahlen. Dann kann sich nur ein König des Luxus erlauben, Rüh-erier zu essen, und auch Seine Majestät nur an der Jahreswende seines Krönungstages.

Großvater lernte die Großmutter in Füred am Plattensee kennen und lieben. Zu jener Zeit war Füred der beliebteste Modesturplatz Ungarns und daher überfüllt von den vornehmsten Badegästen.

Damals schien es eine höhere Weltordnung so weise eingerichtet zu haben, daß viermal so viele Föhlen das Licht der Welt erblickten als männliche Nachkommen unserer Gentry, denn jeder einzelne Ankömmling fuhr vier-spännig vor dem Badehotel vor. Das war damals die klassische Heldenepoche der großzügigen Lumpen, Spieler und Keiter, nicht minder aber der Hofmacher und Schürzenjäger. Die Jugend dürstete nach Betätigung, nach Begeisterung, und da sie keinen andern Schauplatz für ihre Heldentaten fand, verlegte sie ihn an den Spieltisch und in den Ballsaal. Mit der weiblichen Schönheit ward ein übertriebener Kultus getrieben, und von meiner Großmutter erzählte man, daß, als ihr beim Abendbrot ein Silbergulden unter den Tisch rollte, ein gewisser Mistkolczy eine Tausendguldennote anzündete, um damit unter den Tisch zu leuchten.

Großmutter — Fräulein Adele damals — war die gefeiertste Schönheit in Füred. Von hoher Gestalt, kräftigem Gliederbau, mit regelmässigen und edelgeschmittenen Zügen, glich sie der Idealgestalt, in der wir die Hungaria darzustellen pflegen. Adele zählte auch zu den „Gebildeten“

ihres Standes. Auf der Gitarre pflegte sie das damals so beliebte Lied „Du hast mich nie geliebt“ vorzutragen und allwöchentlich zwei größere Romane zu konsumieren. Der edelsten dieser Romanheldinnen beschloß sie sich nachzubilden.

Da diese stolz und unnahbar war wie eine Königin, dabei aber einen tiefen Gram in ihrem Herzen trug, so umfingelte ein herzzerreißendes melancholisches Lächeln die Purpurlippen Adels, selbst dann, wenn sie Csardas tanzte oder mit Oberschaum gefüllte Krapsen — ihre Lieblings-speise — aß. Was aber ihre Unnahbarkeit anbelangte, so gab es jenseits der Donau keine Dame, die mit so königlicher Würde in ihrer Krinoline dahinschritt wie Adele.

Eines Tages fuhr ein neues Viergespann vor dem Badehotel vor. Herr Tihamér war es, der die feurigen Eisenschimmel lenkte, kein anderer, als mein nachmaliger Großvater, die Leuchte des königlichen Tafelgerichtes, damals der leichtsinnigste, berüchtigtste Lump im Lande.

Großvater erblickte die Großmutter um punkt zehn Uhr morgens beim Brunnen, um viertel elf war er entschlossen, sie zu heiraten, um halb elf ließ er sich ihr vorstellen, und um dreiviertel elf machte er ihr die erste Liebes-erklärung. „Mein Fräulein, welchen Rufnamen tragen Sie?“ fragte er.

„Ich heiße Adele.“

„Fräulein Adele, ich liebe Sie, Sie müssen meine Frau werden!“

Großmutter blieb stehen und maß den unverfälschten Freier mit dem Blicke einer Königin, der man die Schleppe heruntergetreten. „Wagen Sie es nicht wieder, mich mit einer so anmaßenden Rede zu verlegen,“ sagte sie und rauschte an ihm vorüber.

Ich muß hier bemerken, daß Großvater am Freiheits-kampfe teilgenommen hatte. Wem schon mit achtzehn Jahren die Kugeln um die Ohren pfeifen, der wird mit achtundzwanzig nicht vor dem Funkenregen stolzer Mädchen-angenen die Flucht ergreifen. An jenem denkwürdigen Tage machte er meiner Großmutter noch zwei Heiratsanträge. Einen beim Mittagstisch und den zweiten im Ballsaal.

„Mein schönes Fräulein, es hilft Ihnen nichts! Ob Sie wollen oder nicht, ich schwöre es: Sie werden die Meine! Ich töte jeden, der es wagt, sich Ihnen zu nähern, der sich erkühnt, Sie zum Tanze zu führen!“

„Sie sind von Sinnen, mein Herr!“ antwortete Adele verächtlich; meine Urgroßmutter aber sah den stürmischen Freier mit viel freundlicheren Augen an. Denn er gehörte nicht nur einer alten, angesehenen Familie an, sondern war auch der Besitzer von sechshundert Joch des fruchtbarsten Bodens und ein gesuchter Advokat; ihr wäre dieser Schwiegerjohn sehr willkommen gewesen.

Einige Tage später zogen schwere Gewitterwolken über den Plattensee. Die vom Sturme gejagten Wolkenzüge verfolgten einander mit solcher Wildheit, wie die Barbarhorden der Völkerwanderung. Die blaue Fläche des Sees verfärbte sich und begann zu schäumen. Großvater stand am Ufer und betrachtete das schreckliche Schauspiel der entfesselten Naturgewalten. Plötzlich stand Adele neben ihm. Ihre Augen blitzten, und um ihre Lippen spielte ein spöttisches Lächeln.

„Nun, mein Herr,“ sagte sie, „heut ist die Stunde gekommen, in der Sie Ihre vielgepriesene Tapferkeit an den Tag legen können! Wenn es wahr ist, daß Sie um meinetwillen jeder Gefahr zu trotzen bereit sind, so setzen Sie sich jetzt in einen Kahn, um an das andere Ufer hinüberzurudern; gelingt Ihnen das Wagnis, so will ich Sie mit meiner Hand belohnen, war aber Ihre Todesverachtung nur Spiegelschere, dann wagen Sie es nicht, mir jemals wieder vor die Augen zu treten.“

Großmutter gefiel sich in der Rolle der Romanheldin und dachte nicht daran, daß ihre Herausforderung verhängnisvolle Folgen haben könnte; zu ihrem Entsetzen aber löste mein Großvater einen der am Ufer schaukelnden „Seelentränker“ und fuhr in das Unwetter hinaus. Wenige Minuten später hatten sich Hunderte von Zuschauern angesammelt, denn mit Blitzesschnelle hatte sich die Nachricht verbreitet, welche eine grausame Liebesprobe Adele ihrem Ritter auferlegt habe.

Im strömenden Gewitterregen blieb Adele am Ufer stehen und starrte schreckensbleich dem tanzenden Fahrzeug nach. Da dieses sich alsbald mit Wasser gefüllt hatte, glaubte Großvater sich schon im Rachen des Todes, nicht, ohne sich auf sein letztes Stündlein in höchst sündhafter Weise vorzubereiten, indem er nicht nur seinen Leichtsinn und seine Torheit verfluchte, sondern auch die Dame seines Herzens nicht schonte.

Der Plattensee war aber nur ein Polterer, der sich schlimmer gab, als er wirklich war, und so warf er einige Stunden später den durchweichten Todesandidaten an das Ufer. — Der nächste Tag brachte Windstille und herrlichen Sonnenschein. Die ganze Badegesellschaft war beim Brunnen versammelt und sprach nur von Cihamé's Liebesprobe, von deren Ausgang noch niemand unterrichtet war. Später als sonst erschien auch Adele an der Seite ihrer Mutter. Sie war bleich und ganz dunkel gekleidet, denn damals war sie schon mit sich im Klaren, wie sich nunmehr ihr künftiges Leben gestalten würde.

Nach dem Vorbild der Heldin des Romanes „Hertha im Kloster“ wollte sie als trauernde Mädchenwitwe ihr Leben beschließen und nur dem Andenken des Verlorenen leben.

Da stand plötzlich der Totgeglaubte vor ihr. Er trug einen nagelneuen Anzug und hielt eine kurze Meerschampfeife im Munde.

Adele stieß einen Freudenschrei aus und warf sich dem Wiedergefundenen vor den Augen der ganzen Badegesellschaft an den Hals.

„O du tapferer Held,“ rief sie, „wie ich dich bewundere, wie ich dich liebe!“

Großvater ließ diesen Freudenansbruch und diese stürmische Liebesbezeugung mit merkwürdigem Phlegma über sich ergehen. Er hatte sogar so viel Fassung, die Meerschampfeife in Sicherheit zu bringen.

Nun aber ergriff Adels Mutter das Wort: „Sie haben eine große Unbesonnenheit begangen, lieber Freund; da sie nun aber schon geschehen ist, so wollen wir unverzüglich die Verlobung feiern.“

Der junge Held bewahrte noch immer vollkommene Seelenruhe.

„Fräulein Adele,“ sagte er, „Sie haben erklärt, daß Sie nur einem tapferen Manne die Hand geben wollen, und ich habe Ihnen bewiesen, daß ich kein Feigling bin. Nun aber hätte auch ich eine Bedingung, ehe wir uns verloben —“

„Sie — eine Bedingung?“ fragte die alte Dame erbleichend.

„Gewiß, meine Gnädigste, mit demselben Rechte, wie Ihre Tochter. Fräulein Adele wünscht einen mutigen Gatten, und ich wünsche eine gehorsame Hausfrau. Ich kann meiner Frau nur einen bescheidenen häuslichen Herd bieten, an dem sie schalten und walten, nicht aber einen Königsthron, auf dem sie einem ganzen Hofstaat gebieten kann.“

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte Adele entrüstet.

„Daß auch ich Sie auf eine Probe stellen will, mein Fräulein. Bestehen Sie diese, dann werden wir die Verlobung feiern, wenn nicht, dann ist es besser, wir trennen uns früher als später.“

„Was Sie getan, kann ich auch tun,“ erwiderte Adele, „ich fürchte den Plattensee nicht!“

„Das werden wir sehen. Sie sollen auch in den Plattensee gehen, aber nur bis an die Knie. Sie müssen ein Stück Seife und einen Schlegel mitnehmen. Denn vormittags, während die Musik spielt, sollen Sie vor dem gesamten Kurpublikum meine Wäsche waschen. Wenn Sie diese Liebesprobe bestehen, dann glaube ich, daß Sie mir eine gute und fügsame Lebensgefährtin sein werden; wenn nicht, dann ist es aus und vorbei mit unserer Verlobung.“

Adele ward nach dieser brüsten, schonungslosen Erklärung ohnmächtig und mußte nach Hause gebracht werden. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein und war drei Tage lang für niemanden zu sprechen. Am Abend des dritten Tages sandte Cihamér Adelen ein kleines Bündel; es enthielt nur einige wenige blütenweiße, nagelneue Wäschestücke.

Adele wollte in ihrer aufwallenden Entrüstung erst die Wäsche und dann sich selbst zum Fenster hinauswerfen, schließlich aber tat sie keins von beiden.

Am Morgen des vierten Tages geschah das Unvermeidliche. Während die Kurmusik spielte, schlich Adele aus der Hintertür des Badehotels zum Plattensee hinaus. Statt der Krinoline trug sie einen kurzen Bauernrock, statt des Fedenhutes ein Kopfstück, das sie tief über die Stirn gezogen hatte. Am Ufer legte sie ihre feinen Saffianschuhe ab und ging barfuß in das Wasser. Dann nahm sie ein derbes Stück Seife und einen Schlegel und schickte sich an, die reine Wäsche zu waschen, während ihre heißen Tränen in das kalte Wasser vollten. Im Augenblick war die ganze Badegesellschaft am Ufer versammelt, und die jungen Mädchen, besonders aber deren Mütter, betrachteten mit Schadenfreude die Demütigung, die das stolze und gefeiertste Mädchen erleiden mußte.

Da eilte aber auch schon Cihamér herbei. Mit den glänzenden Reiterstiefeln, an denen silberne Sporen blitzten, ging er knietief in das Wasser, näherte sich der schönen Wäscherin und küßte ihre mit Seifenschäum bedeckte Hand. Dann führte er sie nach Hause und bat um den Segen der Mutter.

Dies ist die Geschichte der Verlobung meiner Großeltern. Seither hat sich manches geändert. Die Gentry geht nicht mehr nach Füred, sondern nach Ostende, sie fährt nicht mehr im Viergepann, sondern im Auto, die Gitarre wurde durch das Grammophon ersetzt, und die Sentimentalität durch die Blasiertheit. Die Liebenden begehen keine Torheiten mehr, und die Paare wählen einander mit vorsichtiger Klugheit und mit nüchterner Berechnung.

Es ist nur merkwürdig, daß diese modernen „Vernünftigen“ weder glücklicher noch vernünftiger sind als die törichten Liebesheiraten zu jener Zeit, da „der Großvater die Großmutter nahm“.